

2.

Die Soldaten kämpften sich den steilen Anstieg hinauf. Fast jeder war verwundet, und ihre Kleidung und ihre Ausrüstung hatten auf dem harten Marsch und im Gefecht gelitten. Zwar besaß Domingo ein Pferd, war aber abgestiegen, weil das Tier völlig abgetrieben war und ihn nicht mehr den Passweg hätte hochtragen können. Obwohl er während der Flucht immer wieder im Sattel gesessen hatte, war er nicht weniger erschöpft als seine Kameraden.

»Wie weit ist es denn noch bis zur Passhöhe?«, fragte einer der Männer verzweifelt.

Froh, einen Augenblick verschnaufen zu können, blieb Domingo stehen. »Ich weiß es nicht. Sehr weit kann es nicht mehr sein.«

Der Mann blickte mit furchtsamer Miene nach oben. »Für mich sieht es so aus, als würde dieser Pfad erst im Himmel enden.«

Domingo bedachte ihn mit einem zornigen Blick. »So etwas sagt man nicht, es sei denn, man will es herbeirufen! Wir sind diesen verdammten *turcos* nur um Haaresbreite entkommen und haben dabei unseren braven *capitan* und viele *compañeros* verloren. Da will ich nichts vom Himmel hören!«

»Beruhige dich, Domingo! Alfonso hat es doch nicht böse gemeint«, warf Raúl ein. »Doch was meinst du? Haben wir die Türken endlich hinter uns gelassen?«

»Davon bin ich überzeugt! Auf jeden Fall sind wir jenseits des Passes in Sicherheit. Verdammt, dass dieser Feldzug so beschissen enden musste!« Domingo stieß noch einige Flüche aus und setzte sich wieder in Bewegung.

Es dauerte ein paar Augenblicke, bis die Kameraden ihm folgen konnten. Sie alle waren am Ende, wussten aber, dass sie diesen Pass hinter sich bringen mussten, wenn sie nicht doch noch Verfolgern zum Opfer fallen wollten. Am meisten kränkte es Domingo, dass sie diesen Weg ohne ihren Hauptmann bewältigen mussten. Don Felipe war als einer der Ersten in der Schlacht gefallen und nach ihm viele ihrer Kameraden. Dem Rest war nach dem Rückzug ihrer venezianischen Verbündeten nur die Flucht geblieben.

Während er noch mit dem Schicksal haderte, schloss Raúl erneut zu seinem Anführer auf. »Domingo, wir müssen ihr helfen! So kann sie nicht mehr mithalten.«

Raúl wies auf Esmaralda, die sich in einem Abstand von mehr als vierhundert Schritt hinter ihnen herschleppte und ihr zweijähriges Kind an sich gepresst hielt.

»Lass mich mit der in Ruhe!«, fuhr Domingo auf. »Sie allein ist an unserem Unglück schuld – und auch an Don Felipes Tod!«

»Sie war doch sein Weib, und es ist sein Sohn«, erwiderte Raúl drängend.

»Sie ist eine Tochter des Satans, nur geboren, um das ehrenwerte Haus de Azuaga zu verderben! Ohne sie hätte Don Felipe sich niemals mit seinem Vater zerstritten und in fremdländische Dienste treten müssen!«, schrie Domingo außer sich vor Zorn.

Da einige seiner Männer trotzdem so aussahen, als wollten sie auf die Frau warten, drohte er ihnen mit der Faust. »Ich erschlage jeden, der versucht, ihr zu helfen! Das bin ich Don Rodrigo de Azuaga schuldig. Er muss seinen jüngeren Sohn betrauern, auf den er so stolz war, und das nur, weil dieses Weib den armen Don Felipe mit ihren Teufelskünsten in ihren Bann geschlagen hat.«

»Wenn wir Doña Esmaralda nicht beistehen, muss Don Rodrigo außer seinem Sohn auch noch seinen Enkel betrauern«, antwortete Raúl heftig.

Domingo wies diesen Einwand mit einer Geste des Abscheus zurück. »Das Kind ist ein Teufelsbalg und hat nicht verdient, zu leben!« Dann deutete er Richtung Pass.

»Marschier weiter! Oder wollt ihr, dass die *turcos* euch doch noch kriegen?«

Für einen Augenblick sah es so aus, als wolle Raúl sich trotz dieser Drohung seinem Befehl widersetzen. Der junge Mann war jedoch verletzt und seine Kraft fast aufgebraucht. Mit einem mitleidigen Blick streifte er Esmaralda de Azuaga und bat Gott, sich ihrer anzunehmen, selbst wenn dies hieß, dass die Türken sie und ihren Sohn ergreifen und versklaven würden. Schon bald aber vergaß er die Frau und ihr Kind unter dem anstrengenden Aufstieg und betete nur noch, dass diese Schinderei endlich ein Ende nehmen würde.

3.

Mit Bitterkeit im Herzen blickte Esmaralda de Azuaga hinter den Soldaten her, von denen ihr fast alle freundlich und hilfsbereit begegnet waren, solange ihr Mann noch gelebt hatte. Nun aber zogen sie immer weiter davon, ohne sich um sie zu kümmern. Felipe hatte seine Männer stets gut behandelt und hätte keinen von ihnen zurückgelassen. Doch Felipe war tot, und nun führte Domingo das Kommando. Ausgerechnet Domingo, der seine Abneigung gegen sie häufig genug geäußert hatte und deshalb schon einige Male von ihrem Ehemann gerügt worden war.

Sie fragte sich, wie ein Mensch so hasserfüllt sein konnte, ein unschuldiges Kind wie ihren Juan einfach in einem fremden Land zurückzulassen. Bei dem Gedanken an den Kleinen kamen ihr die Tränen. Alle Soldaten hatten mit ihrem Sohn gespielt ... Nein, nicht alle, berichtigte sie sich. Domingo hatte seine Abneigung gegen sie auch auf ihr Kind übertragen und freute sich jetzt wahrscheinlich, sie endlich so behandeln zu können, wie er es schon lange gewollt hatte.

Als Esmaralda eine Verwünschung gegen Domingo ausstieß, begriff sie, dass sie ihren Atem für den harten Anstieg zum Pass sparen musste. Sie kannte den Namen des Ortes nicht, den sie zuletzt passiert hatten, wusste nicht einmal, in welchem Land sie sich befand. Während des Kriegszugs war sie klaglos ihrem Ehemann gefolgt. Aber nun war sie allein, ohne den Schutz des geliebten Mannes, und musste erleben, wie die Soldaten, die vor wenigen Tagen noch den Rücken vor ihr gebeugt hatten, immer weiter in der Ferne verschwanden, ohne ihr auch nur eine Hand gereicht zu haben.

»Mein kleiner Juanito, wenn ich nur wüsste, wohin ich mich wenden soll«, flüsterte sie unter Tränen und drückte das Kind an sich.

Juan brach ebenfalls in Tränen aus, denn er hatte Hunger. Doch seit sie auf der Flucht vor den Türken waren, gab es kaum noch etwas zu essen. Esmaralda hatte das wenige, was ihr geblieben war, mit ihrem Sohn geteilt und besaß nun keinen Krümel mehr. Auch sie spürte den Hunger mit eisernen Krallen im Magen wühlen und kämpfte gegen ihre Verzweiflung an.

»Wir werden über den Pass kommen, mein Juanito«, versuchte sie, sich Mut zu machen, während sie einen Schritt vor den anderen setzte. Es war ein harter Weg für die erschöpfte Frau, die zudem ihr Kind tragen musste, doch Esmaralda biss die Zähne zusammen und stieg weiter bergan.

»Bald werden wir das nächste Dorf erreichen, und dort bekommen wir etwas zu essen, mein Juanito«, flüsterte sie dem Kind zu und betete zu Gott, dass er sich ihres Sohnes und auch ihrer erbarmen möge.

Als die Sonne hinter den Bergen versank, befürchtete Esmaralda, im Dunkeln fehlzutreten und sich und das Kind zu verletzen. Daher kroch sie in ein Gebüsch, wiegte den weinenden Jungen und überlegte verzweifelt, wie sie seinen Hunger stillen konnte.

Wenn meine Brüste wenigstens noch Milch geben würden, dachte sie. Anders als die Edeldamen der hohen Häuser hatte sie ihr Kind selbst genährt, da ihr Mann nicht auch noch eine Amme auf seine Kriegszüge mitnehmen konnte. Nach dem Zerwürfnis mit seinem Vater war das Geld knapp gewesen, und er hatte zusehen müssen, wie er sein Fähnlein versorgen konnte.

Esmaralda dachte an ihren Schwiegervater Rodrigo de Azuaga. Dieser hatte seinen Sohn vor die Wahl gestellt, entweder auf sie zu verzichten oder heimatlos zu sein. Felipe hatte sich für sie entschieden, und so hatten sie drei glückliche Jahre miteinander verlebt. Nun war Felipe tot, und sie befand sich in einem ihr unbekanntem Land, dessen Sprache sie nicht verstand. Auch wusste sie nicht, von wem sie Hilfe erwarten durfte.

Auf ihren Schwiegervater brauchte sie nicht zu hoffen. Dieser war fern und würde vermutlich nur sagen, sein Sohn und sie hätten das ihnen gebührende Schicksal erlitten. Der einzige Lichtblick waren mehrere Schmuckstücke, die Felipe ihr vor ihrer Heirat geschenkt hatte. Als er seine Truppe gesammelt hatte, hatte sie sie ihm zurückgeben wollen, damit er sie verkaufen und seine Männer mit dem Erlös ausrüsten könne, doch er hatte es abgelehnt.

»Wenn ich einmal so weit bin, deinen Schmuck versetzen zu müssen, weiß ich, dass der Name Felipe de Azuaga nicht mehr den Klang besitzt, der einen Feldherrn dazu bringt, mich in seine Dienste zu nehmen«, hatte Felipe damals lachend zu ihr gesagt.

Zu jener Zeit war sie ein wenig enttäuscht gewesen, weil sie ihm hatte helfen wollen. Nun aber war sie froh um die drei Broschen, den Ring und die Perlenkette. Wenn sie diese verkaufte, konnten Juan und sie gewiss ein paar Jahre davon leben.

Ihr knurrender Magen verriet Esmaralda, dass es nicht an der Zeit war, an die Zukunft zu denken. Es zählte nur der Augenblick, und der war düster. Wenn Juan und sie nicht bald etwas zu essen fanden, würde ihr Weg in diesen Bergen zu Ende sein.

Trotz ihrer quälenden Überlegungen schlief Esmaralda schließlich ein und wachte mitten in der Nacht durch die Kälte auf, die ihr in alle Glieder kroch. Am Tag war es heiß gewesen, doch nun klapperten ihr die Zähne. Damit ihr Sohn nicht zu sehr fror, schob sie ihn unter ihr Kleid, um ihn mit ihrem Körper zu wärmen.

Die Nacht dehnte sich schier endlos, doch als im Osten der erste Schein des neuen Tages aufleuchtete, nahm Esmaralda ihren Sohn erneut auf den Arm und stieg weiter die Passhöhe hinauf. Ihren Durst konnten sie mühsam an einer tröpfelnden Quelle stillen, die aus einer Felswand trat. Eine kurze Zeit schien es, als habe die Nachtruhe ihr frische Kräfte verliehen. Doch kaum war die Sonne höher gestiegen, wurde es warm, und sie fühlte ihre Erschöpfung doppelt. Alle drei, vier Schritte musste sie anhalten und verschnaufen.

Stunden vergingen. Der kleine Juan war so geschwächt, dass er die meiste Zeit schlief, während Esmaraldas wirbelnde Gedanken längst einer dumpfen Leere gewichen waren, in der sich Gegenwart und Vergangenheit mischten. Immer wieder vernahm sie die Stimme ihres Schwiegervaters, der sie verfluchte, weil sie ihm den Sohn genommen habe. Während ihr die Tränen über die Wangen liefen, glaubte sie Schritte an ihrer Seite zu hören, und dann erklang die Stimme ihres Mannes.

»Es wird alles gut, Esmaralda, glaube mir! Auch wenn der Vater mir zürnt, werden wir unseren Platz im Leben erkämpfen.«

»Das werden wir!«, sagte sie, doch ihr antwortete nur der Wind.

Allmählich machte ihr wieder der Durst zu schaffen. Ihre Lippen wurden erst trocken, dann rissig, und irgendwann spürte sie den Geschmack von Blut im Mund. Angeekelt wollte Esmaralda ausspucken, doch der Speichelfluss war längst versiegt.

»Mein Gott, warum quälst du mich so?«

Die Trauer um ihren Mann, die während der Flucht ein wenig in den Hintergrund getreten war, brach sich jetzt mit aller Macht Bahn, und sie wünschte sich, ebenso tot zu sein wie ihr geliebter Felipe.

Das Greinen ihres Sohnes erinnerte Esmaralda daran, dass sie an mehr zu denken hatte als nur an sich. Während sie mit einer Hand das Kind hielt, wischte sie sich mit dem Handrücken die Augen trocken und ging weiter.